G 44317

Nr. 1/2023

horus

Marburger Beiträge zur Integration Blinder und Sehbehinderter

Das Glück des Forschens

Ein Erfahrungsbericht aus drei Jahrzehnten Universität

Von Prof. Dr. Ottmar Ette

Um es gleich vorweg zu sagen: Dieser Erfahrungsbericht will vor allem Mut machen, sich auf die Universität einzulassen, einen eigenen Weg in akademischen Landschaften zu finden sowie Forschung und Lehre als Sehbehinderte oder Blinde für sich zu entdecken. Und dadurch zur Diversität der Universität in Deutschland, Europa und der Welt beizutragen.

Alles begann am Rande einer Vortragsreise mit Familie durch Kalifornien. Plötzliche Schmerzen im Augenhintergrund, Untersuchung bei einem Augenarzt, dann zu einem Spezialisten, sofortige Laseroperation, gemeinsamer Whisky, vorgezogener Rückflug. In den damaligen Jumbos konnte ich auf der bunten Filmleinwand mitverfolgen, wie mein Sichtfeld immer kleiner wurde, wie meine Sehfähigkeit von 100 % bei Abflug bis auf 25 % bei Ankunft absank. Dann das Übliche:

Bild: Prof. Dr. Ottmar Ette hält am Leibnitz-Tag 2017 den Festvortrag. Er ist in festlichem Schwarz gekleidet und steht im Scheinwerferlicht einer dunklen Bühne. Der Bügel eines schmalen Mikros ragt vom Ohr hervor, in den Händen hält er eine Fernbedienung. Foto: Judith Affolter (Download: Universität Potsdam)

Augenklinik, Wissenschaftler bestaunen seltene Erkrankung, Selbstmordgedanken, weitere Untersuchungen zur Diagnose, keine Therapie. Die Familie als Halt, die Angst. Mein Chef suchte erfolgreich nach sofortigem Ersatz für mich, mein Kollege und Freund, mit dem ich ein Seminar gemeinsam gab, wurde vorsichtshalber krank, so dass ich das gemeinsame Seminar zwei Wochen lang alleine halten durfte. Und die erste Überraschung: Die Studierenden akzeptierten, dass ich nicht mehr lesen konnte, waren nun doppelt engagiert, unterstützten mich ohne Aufdringlichkeit: Wie das Mut machte!

Alles musste neu gelernt werden: Gewürze zum Kochen finden, Klamotten auswählen, mit Studierenden diskutieren und sie dabei so anzuschauen, als ob ich sie sähe. Die Augenwerte gingen weiter in den Keller, der Optimismus jedoch wuchs. Da ging doch was! Der Präsident der Uni hatte mir großzügig zwei Jahre Befreiung von der Lehre und allen anderen Aufgaben angeboten, das fand ich großartig, nahm aber nicht an. Der Augenblitz hatte zwischen Dissertation und Habilitation eingeschlagen, ein denkbar schlechter Zeitpunkt. An Archivarbeit war erst einmal nicht mehr zu denken, ich beschloss, zu einem anderen Thema zu habilitieren, hielt mich an dem spanischen Sprichwort fest: *No hay mal que por bien no venga – Nichts Schlechtes geschieht, ohne dass es ein Gutes hätte.* Das gab mir Zuvertrauen.

Eintritt in den DVBS, Teilnahme an Seminaren für Sehbehinderte, alles war bereits auf unter 10 % gesunken. Das Erlernen neuer Techniken, die begeisterte Wahrnehmung, immer besser hören und vor allem immer besser tasten zu können; dazwischen der Kommentar eines älteren Münsteraner Kollegen, der als Professor sehbehindert geworden war: Sie haben an der Uni als Sehbehinderter keine Chance, orientieren Sie sich anders. Forschen, ohne lesen zu können? Quatsch! Ein früherer Freund hatte mir geraten, Telefonist zu werden. Oder besser etwas im Rundfunk? Doch ich wollte im Reich des Wissens bleiben und habilitieren. Auch wenn mich die meisten Kollegen und nicht wenige Freunde fallenließen: Es gab neue Kolleg*innen und neue Freunde. Und die Lehre aus dem Rat des Professors: Glauben Sie nicht dem Märchen, dass Schwerbehinderte bei gleicher Eignung bevorzugt behandelt werden! Diesem Märchen habe ich in der Tat nie geglaubt. Es ging, hart gesagt, darum, besser zu sein als andere Bewerber*innen.

„Es gab so viel Neues zu lernen! Es war, als ob ich die Welt noch einmal lernen dürfte!"

Also rasch neue Techniken. Training des Gedächtnisses, nach Vorbildern aus der Antike. Langsam Sicherheit gewinnen, sich so sicher fühlen, als hätte man den Vortragstext vor Augen. Meine Frau diktierte mir Hunderte, ja Tausende von Karteikarten, die ich in einen Computer tippte in der Hoffnung, dass der eines Tages wirklich sprechen könne. Dann das Glück, eine EDV-Lösung zu finden, meine Karteikarten, meine früheren Forschungen wurden wieder zugänglich. Meine Frau sprach mir Bücher auf. Anfangs mein Vater, dann bis zu ihrem Tode meine Mutter, mein Schwiegervater jahrelang, ein Freund sprach mir den gesamten Friedrich Nietzsche auf, ein anderer den kompletten Roland Barthes, die Autor*innen bekamen die Stimmen meiner Vorleser: Eine Bibliothek auf Kassetten entstand. Mit ihr ein digitales Ordnungssystem, so dass ich alles wiederfinden konnte. Eine russische Blindenuhr in der Tasche, das sichere Tasten; die kontrollierte Choreographie auf der Vortragsbühne, das Anschauen des Publikums: Es gab so viel Neues zu lernen! Es war, als ob ich die Welt noch einmal lernen dürfte! Es fing an, Spaß zu machen, neue Fähigkeiten zu entwickeln, neue Fertigkeiten zu erlernen. Jeden Tag die Präsenz des Verlorenen, aber stets ein Dagegenhalten, ein lustvolles Dagegenhalten.

Dann die ersten Transatlantikreisen alleine, Einladungen von anderen Universitäten, die Gewissheit, auf etwas andere Weise wieder Mitglied der scientific community zu sein. Die Habilitation und eine erste Bewerbung an der Universität Potsdam. Unglaublich, es klappte schon bei der ersten Bewerbung!

Die enorme Dankbarkeit gegenüber der Familie, gegenüber der Institution, gegenüber dem Leben: ¡No hay mal que por bien no venga!

Nach mehreren Jahren als sehbehinderter Assistent folgten nun 28 lange und glückliche Jahre als Professor an der Universität. Ich kümmerte mich nicht um Kollegen, die mit der Behinderung Schwierigkeiten hatten, sondern freute mich an meinen Studierenden, an meinen Assistentinnen und Assistenten, die alle traumhaft gut waren, und die ich so weit als möglich förderte. Neue Studierende, die nie ein Problem sahen, für die alles selbstverständlich war, kamen nun bei Vorträgen und Dozenturen in Europa, in den USA und in Lateinamerika hinzu. Die Stimmen meiner Familie und meiner Freunde, später meiner Arbeitsplatzassistenz waren stets dabei. Ich musste niemandem mehr etwas beweisen, konnte einfach weitermachen, das Glück des Lehrens und das Glück des Forschens genießen, konnte schreiben, schreiben, ohne dieses ständige Schreiben hätte ich nicht leben können.

Wenn es für die Kolleginnen und Kollegen, die mich noch als Sehenden kannten, offenkundig schwer war, mich als „nicht sehend, nicht blind" zu akzeptieren und mich immer wieder „testeten", so war es für die neuen Kolleg*innen, die neuen Freund*innen, das Normalste auf der Welt. Was es ja auch ist. Ich konnte Bücher schreiben über die Themen der Forschung, die mich anlockten, und Vorträge schriftlich verfassen, für die ich jeweils eine Aufführungsvariante im Gedächtnis speicherte. Alles war natürlich.

„Nur wenn Schwerbehindertenbeauftragte aus dem Professorium stammen, können sie sich in Berufungskommissionen durchsetzen."

Aber alles musste auch natürlich aussehen. Die Anderen, die „Normalen", sollten nicht an meine Schwerbehinderung denken. Denn ich hatte die Erfahrung gemacht, dass manche, wenn sie an meine Behinderung dachten und mich „testeten", diese auszunutzen versuchten. Ich schrieb eine kleine Präambel für Schwerbehinderte, wie ich eine Präambel zur Internationalisierungspolitik verfasste. Doch im Grunde glaubte ich nicht daran. Die Schwerbehindertenbeauftragten, stets aus der Verwaltung oder dem wissenschaftlichen Mittelbau, verzweifelten, weil sie sich nicht durchsetzen konnten. Erfahrungen an vielen Universitäten sagten dasselbe: Nur wenn Schwerbehindertenbeauftragte aus dem Professorium stammen, können sie sich in Berufungskommissionen durchsetzen. Das müsste Gesetz werden.

In den Vereinigten Staaten und in den Ländern Lateinamerikas fühlte ich mich besonders wohl, weil meine Schwerbehinderung nie ein Thema war. Ich arbeitete mich immer stärker in transatlantische Beziehungen in Literatur und Philosophie ein, entwickelte Forschungsprojekte auf nationaler wie internationaler Ebene, die ganz einfach finanziert wurden. Ganz einfach? Mein erstes Projekt bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft war noch abgelehnt worden mit dem Hinweis, dass ich als Schwerbehinderter – ich hatte dies in meinem Antrag gar nicht thematisiert – keine langen Romane erforschen, sondern mich auf kürzere literarische Formen wie kleine Gedichte konzentrieren solle. Jahre später, nachdem ich das publizierte, hat sich die DFG dafür bei mir entschuldigt. Das entscheidende Gutachten mit diesen Formulierungen hatte ein mir sehr sympathischer Kollege geschrieben. Ich gab nicht auf, brachte später eine Vielzahl von Forschungsanträgen erfolgreich durch.

Später folgten die jahrelange Arbeit für den European Research Council in Brüssel, die Aufnahme ins Wissenschaftskolleg zu Berlin, die Wahl in die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, die Wahl zum Ehrenmitglied des wichtigsten Verbandes in meinem Feld, der Modern Language Association of America. Ich lebte das Glück des Forschens in vollen Zügen, wie immer tatkräftig von meiner Frau unterstützt. Ich entwickelte das Konzept von TransArea, also weltumspannender Beziehungen und Studien, entwickelte gemeinsam mit einem lieben Kollegen ein Akademienvorhaben an der Berliner

Akademie über Alexander von Humboldt mit einer Laufzeit von 18 Jahren. Von diesem Forschungsprojekt aus, das Arbeiten im Archiv miteinschließt, erfolgten Kooperationen mit Lateinamerika, aber auch mit China, wo ich vor einigen Jahren ein Forschungszentrum gründete, das Promotionsrecht erwarb und auch unter sich zuspitzenden politischen Bedingungen die Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Kulturen, zwischen unterschiedlichen Literaturen, zwischen unterschiedlich sozialisierten Menschen nicht nur verteidige, sondern genieße. Ohne Konvivenz keine Zukunft der Menschheit. Mein Erlernen des Chinesischen hält meinen Ansprüchen leider noch nicht stand. Aber aufgegeben habe ich es nicht.

Mit der Emeritierung verbindet sich für mich daher kein Ausruhen, sondern ein neues Aufbrechen. Wie Humboldt: stets auf dem Sprung. Die Vorbilder dafür bezog ich immer aus der Literatur. Denn die Literaturen der Welt haben etwas Heilendes und zugleich Ermutigendes: Wir können aus ihnen schöpfen und Kraft gewinnen, selbst wenn sie vor Tausenden von Jahren verfasst wurden. Sie leben mit uns.

Das Nachdenken über Kolleg*innen, die keine schwerbehinderten Kolleg*innen haben wollen, lohnt nicht. Als Schwerbehinderter sollte man nicht über Andersbehinderte nachgrübeln. Viel wichtiger ist es, dagegenzuhalten und eigene Wege zu gehen, eigene Wege zu finden und erfinden. Dass die Universitäten, dass die Fakultäten rechtlich gezwungen werden müssen, schwerbehinderte Bewerber*innen einzustellen, steht für mich außer Frage. Die ökonomischen Strafen für ein Fehlverhalten dürfen nicht symbolisch sein, sondern müssen richtig wehtun, sonst wird das nichts. Eine Schwerbehinderung bei Bewerbung angeben? Nur wenn es unumgänglich ist.

„... wir müssen damit anfangen, die Universitäten gerade im Schwerbehindertenbereich zu Orten gerechter Diversität zu machen."

Doch an erster Stelle steht, dass die akademische Welt eine wunderbare Landschaft des Wissens ist, in der Behinderte nicht nur nicht fehlen dürfen, sondern notwendig präsent sein müssen. Die Universität ist zwar noch weit davon entfernt, ein Pluriversum zu werden; doch wir müssen damit anfangen, die Universitäten gerade im Schwerbehindertenbereich zu Orten gerechter Diversität zu machen.

Am Ende meiner Potsdamer Wege darf der Spruch und die Lebensweisheit von Jorge Semprún, des Überlebenden des KZ Buchenwald, nicht fehlen, den ich bewunderte, stets bei Aufenthalten in Paris auf einen Kaffee besuchte und dem die Universität Potsdam die Ehrendoktorwürde verlieh: *¡Que me quiten lo bailado! – Das Getanzte kann mir keiner nehmen!*

horus
G 44317
horus
Marburger Beiträge zur Integration Blinder und Sehbehinderter

Eine Lektüre mit Gewinn...

Durch ein Abonnement der Fachzeitschrift „horus" erfahren Sie,

- wie blinde und sehbehinderte Menschen Beruf und Alltag bewältigen und ihre Träume leben,
- was schulische und berufliche Bildung blinden und sehbehinderten Kindern und Jugendlichen bietet,
- wofür sich die Blinden- und Sehbehindertenselbsthilfe aktuell engagiert.

In Print, Braille oder digital erhältlich bei:
DVBS, Frauenbergstr. 8, 35039 Marburg
Mail: info@dvbs-online.de, Tel.: 06421 948880